



2. Kapitel Die schlummernde Sehnsucht



Michael Klein legt sein Werkzeug beiseite. Der Tag am Bau war lang – wie so viele zuvor. Er liebt sein Handwerk: das Arbeiten mit den Händen, den Geruch von Farbe und frischem Putz, das sichtbare Ergebnis am Ende des Tages. Nun ist er froh, an diesem Freitagmittag endlich Feierabend zu haben. Nur ein Gedanke beschäftigt ihn: das Wochenende im Westernverein. Mit Gleichgesinnten dem Alltag und den Zwängen des Arbeitslebens entfliehen. Endlich wieder in den Sattel steigen, die Zügel in die Hand nehmen und die Freiheit auf dem Pferderücken spüren.

Na ja – was heißt schon Freiheit? Die Freiheit in Deutschland ist streng begrenzt. Nicht so wie die Freiheit, von der er ständig träumt.

Seit seiner Jugend begleitet ihn eine Sehnsucht, die nie nachlässt. Schon als Zwölfjähriger verschlingt er stapelweise Westernromane – diese Groschenhefte, die andere belächeln. Später kommen ernsthaftere Bücher hinzu, Geschichten von Jack London oder Fenimore Cooper. Während seine Mitschüler über Fußball oder Motorräder reden, träumt er von endlosen Prärien und knisternden Lagerfeuern.

Mit den Jahren wird aus der kindlichen Schwärmerei eine Leidenschaft. Michael tritt einem Westernverein bei, in dem Gleichgesinnte versuchen, das Leben des 19. Jahrhunderts nachzustellen. Man reitet zusammen, baut einen Saloon, trifft sich jeden Monat, diskutiert und schmiedet Pläne für die nächsten Unternehmungen. An manchen Sommerabenden, wenn er mit Stetson am Lagerfeuer sitzt und der Rauch in den klaren Sternenhimmel steigt, fühlt er sich für Augenblicke tatsächlich in einer anderen Zeit.

Er und die Vereinsmitglieder sind, wann immer es geht, auf Westerntreffen zugegen. Hier treffen sich Fans aller Couleur: Cowboys, Trapper, Spieler und Händler. Eines verbindet sie alle – die Liebe zum Westernbrauchtum. Beim Camping fühlt sich Michael wohl. Für ein paar Tage kann man der Zivilisation, der Hektik und den Zwängen des Alltags entfliehen.

Doch selbst diese Momente können die Lücke nicht füllen. Je tiefer er in das Thema eintaucht, desto deutlicher spürt er, dass er in der Gegenwart fehl am Platz ist. Er reitet regelmäßig – nicht nur im Verein, sondern auch oft allein. Mit einem Freund hat er das echte Westernreiten gelernt. Nicht das, was er früher unter »Reiten« verstand – Sattel drauf, rauf aufs Pferd, losgaloppieren –, sondern eine feine, stille Kommunikation mit dem Tier. Eine ernsthafte Ausbildung für Pferd und Reiter. Pferde bedeuten ihm mehr als Autos oder jedes technische Spielzeug. Wenn er im Sattel sitzt, die Zügel locker in der Hand, fühlt er sich für kurze Zeit wie der Mensch, der er immer sein wollte.

Und doch endet jeder Ausritt mit derselben Erkenntnis: Er muss absatteln, zurückkehren in ein Jahrhundert, das nicht seins ist – in eine Welt voller Regeln, Verbote und Verordnungen. In eine Landschaft, zerschnitten von Zäunen, Straßen und Autobahnen, wo ihm ständig ein arroganter Jagdpächter oder Förster den letzten Rest Freiheit vermiest.

Manchmal fragt er sich, ob er nur ein Träumer ist – oder ob die Sehnsucht, die ihn seit Jahrzehnten quält, ein Zeichen ist. Vielleicht, denkt Michael im Stillen, hat das Schicksal ihn tatsächlich an den falschen Ort und in die falsche Zeit gesetzt. Vielleicht hätte er im 19. Jahrhundert geboren werden müssen, in einer Zeit, die ihn ruft wie ein fernes Echo.

Das sagt er auch – mehr scherzhaft, damit es nicht so ernst klingt – oft seinen Angehörigen und Freunden. Doch sie lächeln darüber und tun es als Träumerei ab. »Wir haben ja alle gewisse Träume«, sagen sie

dann. »Aber leider leben wir nun mal nicht in der Zeit, in der wir gerne leben würden.« Damit ist das Thema meist erledigt.

Doch nicht für Michael. Tief im Inneren schlummert sein Traum weiter – auch wenn er weiß, dass es vergeblich ist, dieser Sehnsucht Gewicht zu verleihen. Also gibt er sich zufrieden damit, an Wochenenden, im Urlaub und an Feiertagen das Leben als Westmann mit seinen Vereinskollegen nachzuspielen. Es ist nicht so, dass er mit seinem Leben unglücklich ist. Doch in stillen, besinnlichen Stunden tauchen immer wieder diese Gedanken auf.



3. Kapitel Ein Riss in der Zeit



Das Licht der untergehenden Sonne legt sich wie dickflüssiges, altgoldenes Metall über die Felder seiner Heimat. Für Michael Klein ist dies der perfekte, zeitlose Moment. Er trägt nicht einfach nur Kleidung; er setzt ein Statement. Sein komplettes Western-Outfit – die dicke Fellweste über dem Hemd, das gelbe Halstuch, die Chaps aus robustem Leder und die silbernen Sporen, die an den Stiefeln glänzen – ist tadellos, beinahe museal sauber. Auch den langen, schwarzen Reitermantel hat er nicht vergessen. Sein selbst geformter Hut sitzt perfekt auf seinem Kopf.

Jetzt steigt er von seinem fast schwarzen Wallach ab. Ein ruhiges und ausgeglichenes Tier, mit einer weißen Blesse auf der Stirn und einer ebenso weißen Fessel am linken Bein. Der Sattel und das Zaumzeug sind mit silbernen Conchas verziert, auf die er besonders stolz ist.

Er lehnt sich gegen den rauen Stamm einer uralten Eiche. Die Rinde drückt unangenehm in seinen Rücken, doch dieser leichte Schmerz ist ihm willkommen, denn er fühlt sich real an. Bedächtig dreht er sich eine Zigarette, feuchtet das Blatt mit der Zunge an und zündet sie mit seinem modernen, silbernen Zippo-Feuerzeug an. Das metallische Klick zerschneidet kurz die Stille. Der Rauch schmeckt nach kostbarer Ruhe. Sein Wallach zupft derweil bedächtig an saftigen Gräsern.

In der Ferne jedoch zerschneiden die Narben der Moderne die Idylle. Michael hört das monotone Wummern eines Traktormotors, dann das schrille, metallische Kreischen einer Motorsäge. Selbst die

ferne Autobahn – ein Rauschen von Geschwindigkeit und Hektik – ist nicht zu überhören. Er schüttelt leicht den Kopf. Die Mundwinkel ziehen sich nach unten zu einem Ausdruck stiller Frustration. Für einen Moment schließt er die Augen.

»Wie schön wäre es«, denkt er mit tiefer, bitterer Sehnsucht, »wenn all das einfach verschwinden würde – der Asphalt, der Lärm, diese ganze hektische, sterile Welt.« Er zieht seine Taschenuhr hervor. Langsam müsste er heimreiten. Die Uhr zeigt sechzehn Uhr nachmittags an.

Plötzlich fegt ein kalter, unnatürlicher Windstoß durch die Blätter. Die Luft wird merklich nicht nur kühler, sondern dicht und schwer, mit einem metallischen, elektrischen Geruch von Ozon und Staub. Ein leises, kaum hörbares Summen liegt in der Luft, als schwingte etwas unsichtbar um ihn herum.

Ein Schwindel breitet sich in ihm aus, erst leicht, dann stärker, als würde ihm der Boden unter den Füßen entgleiten. Ihm wird übel, und er muss sich mit aller Kraft am Baumstamm festhalten. Seine Finger krallen sich in die Rinde, doch sie finden keinen Halt.

Die Umgebung wird milchig, die Farben verschwimmen, verwaschen in einem flackernden Etwas. Ein undefinierbarer Strudel aus blauem und orangefarbenem Licht zieht ihn mit sich. Er hört noch, wie sein Wallach sich in panischer Angst aufbäumt, als hätte er etwas gesehen, das kein Lebewesen sehen sollte. Eine Anomalie aus bläulichen Licht umhüllt ihn. Dann versinkt Michael in tiefe Ohnmacht.



4. Kapitel In einer fremden Welt



Als er wieder zu sich kommt, liegt er im hohen, nassen Gras. Sein Kopf dröhnt, als würden Hämmer darauf schlagen. Kein Motor, keine Kettensäge, keine Autobahn ist zu hören. Nur ein leiser, unaufhörlicher Wind, der durch das wabernde, knisternde Gras streicht.

Michael richtet sich mühsam auf. Der Himmel ist dunkel geworden, schwere, bleierne Regenwolken ziehen drohend dahin. Vor ihm breitet sich eine weite Ebene aus, die ihm völlig fremd ist. Nur in der Ferne erkennt er die schemenhaften Umrisse von Bergen, die viel höher und zerklüfteter wirken als die in seiner Heimat.

Er blinzelt, sein Herz rast. »Verdammt ...«, flüstert er. »Das ... das ist unmöglich. Träume ich? Das kann doch nur ein böser Traum sein.«

Doch das Gras unter seinen Fingern ist real – feucht und kühl. Der Wind, der am Rand seines Hutes zerrt und langsam stärker wird, ist real – unbarmherzig und kalt. Auch die Blitze, die in der Ferne zucken, und der donnernde Groll, der jetzt näher kommt, sind real.

Mit einem Schaudern erkennt er, dass ihn etwas in diese fremde Welt befördert haben muss. Ein Zeitsprung? Ein Portal? Einen Reim darauf kann er sich nicht machen. Verstört und ungläubig steht er nur da. Doch über all das Unfassbare hinweg ist es jetzt wichtiger, dem Unwetter zu entkommen. Gedanken darüber, was passiert ist, muss er sich später machen.

Der Regen prasselt nun in dicken, schweren Tropfen auf ihn herab. Der Wind reißt an seinem langen Mantel, sodass er Mühe hat, auf den Beinen zu bleiben. Michael stolpert über die unebene Erde, jeden

Schritt gegen die peitschenden Böen abwägend. Ein Unwetter wie dieses – gewalttätig und unkontrollierbar – hat er noch nie erlebt. Stolpernd und fluchend kämpft er sich vorwärts, auf der Suche nach Schutz.

Da bemerkt er etwas, das er nur aus den dramatischsten Filmen kennt: eine schwarze, wirbelnde Säule, die sich in der Ferne aus den Wolken erhebt. »Verdammter Mist. Ist das etwa ein Tornado, von dem ich so viel gelesen habe – und der in Filmen immer so dramatisch dargestellt wird?«

Es wird ihm mulmig. Hier draußen, ohne Schutz einer solchen Naturgewalt ausgeliefert zu sein, jagt selbst den Mutigsten Angst ein. So schnell es geht, stolpert er weiter – in der Hoffnung, endlich etwas zu finden, das ihn vor dem Unwetter schützt.

In der Ferne, durch den grauen Schleier aus Regen und Dunkelheit, flackert ein Licht. Schwach, aber konstant – wie ein fernes, warmes Versprechen von Sicherheit. Sein Herz macht einen Sprung. Ohne zu wissen, wer oder was ihn erwartet, macht er sich auf den Weg dorthin. Der Gedanke an Schutz treibt ihn vorwärts.

Je näher er dem Licht kommt, desto deutlicher wird der Umriss einer Hütte, halb versteckt zwischen den Bäumen. Ein beißender Geruch von nassem Holzrauch steigt aus dem Schornstein auf und wird sofort vom Sturm verweht. Mit jedem Schritt werden mehr Hütten und Ställe sichtbar. Michael staunt: Das sind keine modernen Bauten, die er aus seiner Zeit kennt. Es ist das typische Anwesen einer Farm – oder eher einer Ranch.

Vielleicht findet er hier Antworten. Oder zumindest ein Dach über dem Kopf.

Zum Glück trägt er sein gewohntes Outfit. Der breitkrempige Hut und der Mantel schützen ihn vor dem ärgsten Regen. Den Mantelkragen hochgeschlagen, den Hut durchnässt, steigt er auf die hölzerne Veranda – die Dielen knarren feucht und laut unter seinen Stiefeln – und klopft fest an die Tür.



5. Kapitel Die Barker Ranch



Nach einem kurzen, angespannten Augenblick öffnet sich die Tür langsam, und ein rostiger, dunkler Gewehrlauf schiebt sich durch den Spalt. Dahinter blickt das ernste Gesicht einer Frau hervor.

Michael nickt kurz. »Ich ... ich bin vom Unwetter überrascht worden. War auf der Suche nach Schutz«, sagt er knapp.

Die Frau mustert ihn scharf, dann öffnet sich die Tür vorsichtig einen Spalt weiter. »Komm rein«, sagt sie, den Gewehrlauf noch leicht gesenkt, aber auf ihn gerichtet.

Michael tritt vorsichtig in die Hütte. Wärme, erdige Luft von Holzrauch und frisch gebackenem Brot schlägt ihm entgegen, vermischt mit dem scharfen Geruch von Fett, Schweiß und nassem Leder. Draußen peitscht der Regen gegen die Fenster, drinnen herrscht wohlige, aber gespannte Wärme.

Die Frau senkt langsam das Gewehr, behält ihn aber aufmerksam im Blick. Sie ist groß, schlank, mit kräftigen Armen, die harte Arbeit verraten. Ihr Gesicht ist ernst, die Augen scharf. Trotz des Misstrauens strahlt sie Autorität aus.

»Ich bin Victoria Baker«, sagt sie knapp. »Du hast Glück gehabt, dass ich die Tür aufgemacht hab. Komm rein. Setz dich.«

Michael nickt und tritt näher. Sein Blick wandert durch den Raum: Regale voller Werkzeuge, ein Tisch mit grobem Besteck, ein Kamin, in dem das Feuer munter knistert. Alles wirkt vertraut und doch fremd – als hätte er einen Ort aus Geschichten betreten. Nachdem er den nassen Mantel abgelegt hat, setzt er sich an den roh behauenen Tisch.

»Ich bin Michael«, sagt er.